

noch viel weniger den frühen Mord an den zwei angesehenen jüdischen Creglingern. Bezeichnenderweise erinnert sich das interviewte ehemalige Hausmädchen einer jüdischen Familie, dass ihre Arbeitgeber schon vor 1933 auf der Straße angespuckt und schikaniert wurden. Im März 1933 gab es denn auch keinen Mitbürger, der sie warnte, wie es an anderen Orten nationalsozialistischer Massaker in Hohenlohe geschehen ist.

Es ist das Verdienst der beiden Autoren, in den letzten Jahren mit lokalgeschichtlichen Aufsätzen und Vorträgen das Schweigen endlich gebrochen zu haben. Mit dem vorliegenden Buch wollen sie *das Gespräch über das Geschehene initiieren bzw. voranbringen*. Bei aller spürbaren moralischen Betroffenheit – die umso größer ist, als ein Autor mit einem der Täter verwandt ist – setzen sie deshalb auf Information. Um die Geschichte zu erzählen und zu analysieren, schlagen sie einen historisch weiten Bogen und ordnen den Creglinger Mord ein in die jahrhundertalte Geschichte der Juden am Ort. Sie stellen diese in einzelnen, in sich abgeschlossenen Aufsätzen dar. Ein ausführlicher Dokumentenanhang soll den fehlenden Anmerkungsapparat ersetzen.

Allerdings wünscht man sich bei der Lektüre, die Autoren hätten sich auf den unfasslichen Mord selbst konzentriert, statt die «ganze» Geschichte der Juden in Creglingen darzustellen. Das kann auf knapp 270 Seiten nicht befriedigend gelingen. Deshalb bleiben leider Teile des Buches wie etwa die eben nur in Ansätzen durchgeführte Analyse der überdurchschnittlich hohen Creglinger NSDAP-Stimmen oder wie die aufschlussreichen, aber eines sorgfältigen Kommentars dringend bedürftigen Erinnerungen eines ehemaligen Hausmädchens an ihre jüdischen Arbeitgeber unbefriedigend. Fast scheint es, als sei der «verspätete» Beginn einer Beschäftigung mit der lokalen NS-Vergangenheit Creglingens der Grund dafür, dass die Autoren nun glaubten, alles auf einmal leisten zu müssen. An ihrem Verdienst, das Verbrechen (wieder) aufgedeckt und zum Stein des Anstoßes gemacht zu haben, tut diese Kritik jedoch keinen Abbruch. *Benigna Schönhagen*

**Reutlinger Geschichtsblätter, Neue Folge 38, Jahrgang 1999.** Herausgegeben vom Stadtarchiv Reutlingen und vom Reutlinger Geschichtsverein 2000. 647 Seiten mit 176 Abbildungen. Gebunden DM 63,-. ISSN 0486-5901

Wie es schon früher bei den Reutlinger Geschichtsblättern immer wieder mal Brauch war, so ist auch dieser Jahrgang ausschließlich einem einzigen Thema der Stadtgeschichte gewidmet: der Revolution von 1848/49. Im Mittelpunkt dieses Jahrgangs stehen die von Silke Knappenberger-Jans erarbeiteten, über 400 Seiten umfassenden «Forschungen und Quellen zur Reutlinger Stadtgeschichte in der Revolution». In diesem Beitrag gibt die Autorin zuerst einen Überblick zur Geschichte der Ereignisse. Sie beginnt dabei mit den Spuren nationaler und liberaler Bewegungen im Vormärz, verfolgt dann den Verlauf der Jahre 1848/49 von der

Märzrevolution 1848 über die Radikalisierung bis zur Reutlinger Pfingstversammlung am 27./28. Mai 1849 und endet mit der Resignation bzw. den Repressionen in den beiden folgenden Jahren. Den darstellenden Teil (S. 19–286) ergänzt dann eine Dokumentation, eine Sammlung ausgewählter, 99 Einzelstücke umfassender Quellen. Ein Anhang mit einem sachthematischen Inventar der archivalischen Quellen zum Thema in der Universitätsbibliothek Tübingen, dem Bundesarchiv Frankfurt, dem Deutschen Literaturarchiv Marbach, dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart, dem Landeskirchlichen Archiv Stuttgart, dem Stadtarchiv Stuttgart, dem Schweizer Bundesarchiv, dem Staatsarchiv Ludwigsburg, dem Staatsarchiv Sigmaringen und dem Stadtarchiv Reutlingen sowie ein Literaturverzeichnis beschließen diese umfassende, mustergültige, den Ablauf, ihre Ursachen und Folgen klug abwägende Arbeit.

Abgerundet wird der Band durch sechs zum Thema gehörende Aufsätze. Es folgen zunächst Lebensbilder von vier Männern, die maßgeblich an den politischen Ereignissen in Reutlingen beteiligt waren und deren *Engagement mit einschneidenden Konsequenzen für ihren politischen und beruflichen Lebensweg verbunden war*. So beschäftigt sich Heinrich Betz mit Carl Friedrich Schnitzer (1805–1874), der als Landtagsabgeordneter und als führendes Mitglied im württembergischen Volksverein eine wichtige Rolle gespielt hat. Aus Betzens Feder stammt auch die Biografie von Wilhelm Kapff (1814–1877), Lehrer am Reutlinger Lyzeum, der auf Grund seiner Beteiligung an der Revolution zuerst suspendiert und dann – in seiner Besoldung zurückgestuft – nach Ulm strafversetzt worden ist. Gerhard Junger beschreibt das Leben von Gustav Heerbrandt (1819–1896), «kämpferischer Journalist», Herausgeber mehrerer Zeitungen, den man nach mehreren Haftstrafen auf dem Hohenasperg, wie seinen Landsmann Friedrich List, zur Emigration in die USA zwang. Rainer Schimpf zeichnet das Leben von Theodor Greiner (1821–1849) nach, Redakteur des Reutlinger Couriers, *zweifelloser radikalster Kopf*, der – mit ein paar Dutzend Reutlinger Freiwilligen aufgebrochen – bei den Kämpfen in Baden sein Leben verloren hat. Ein Aufsatz von Dieter Langewiesche über die *Verteidigung der Reichsverfassung und die Hoffnung auf die Republik in der Endphase der deutschen Revolution* sowie ein Aufsatz von Hermann Bausinger über *Das Erbe der Revolution* schließen den stattlichen Jahresband ab. *Sibylle Wrobbel*

**KARLHEINZ GEPPERT: Arbeit statt Almosen. Das Rottenburger Spital zum Hl. Geist im 19. Jahrhundert.** (Der Sülchgau, Band 41). Herausgegeben vom Sülchgauer Altertumsverein. Rottenburg 1999. 199 Seiten. Kartoniert DM 30,-. ISSN 0940-4325

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden die kommunalen Spitäler im Königreich Württemberg verstaatlicht. In Rottenburg führte dies zu besonders radikalen Veränderungen, insofern hier das Spital einer katholischen, ehemals vorderösterreichischen Landstadt dem Reformwillen des protestantischen württembergischen Staats mit seinem



aufgeklärt-absolutistischen, merkantilen, philanthropen und utilitaristischen Impetus unterworfen werden sollte.

Gepperts Fallstudie ist in einer Umbruchzeit angesiedelt, in der die Armenfürsorge in rascher Folge unterschiedlichen sozial- und wirtschaftspolitischen Konzepten unterworfen wurde. Die Rottenburger Anstalt war beim Übergang an Württemberg noch weitgehend dem mittelalterlich-frühneuzeitlichen Spitaltyp verpflichtet. Dass sie damit unter den vorderösterreichischen Spitälern, die unter Joseph II. einer grundlegenden Reform unterworfen worden waren, eine Sonderrolle einnahm, wird vom Autor nicht thematisiert. Sie diene als multifunktionales Auffangbecken für alle Arten unversorgter Menschen der Stadt: für Kinder, Alte, Männer und Frauen, Invalide, Behinderte und sich einkaufende Pfründner.

Verkörpert wurde der württembergische Reformwille in der Gestalt des vom Staat eingesetzten Stiftsverwalters Johann Gottlieb Schmidlin. Dieser schillernden Persönlichkeit, die in rascher Folge Oberamtmann in Zwiefalten, Stiftsverwalter in Rottenburg, Häftling auf dem Hohenasperg und Sekretär im Wohltätigkeitsverein war, widmet Geppert einen Exkurs. Unter der Maxime *Arbeit statt Almosen* verpasste Schmidlin 1808/10 der Anstalt ein radikales Reformprogramm: Das Spital verlor seinen Status als selbstständige Stiftung und wurde dem allgemeinen Armenfonds einverleibt. Die Selbstbewirtschaftung wurde aufgehoben, die Güter verpachtet. Arbeitsfähige mussten das Spital verlassen, für Kinder suchte man Pflegeeltern, Pfründner konnten sich nicht mehr einkaufen. Eine Spinnanstalt in den Räumen des Spitals ermöglichte seit 1810 die Durchsetzung des Arbeitszwangs für die Insassen und für die anderen Hausarmen der Stadt.

Ob die direkten Vorbilder nun wirklich – wie Geppert suggeriert – in Hamburg, Braunschweig und Göttingen zu suchen sind, sei dahingestellt. Bis in die Einzelbestimmungen und in die Nomenklatur hinein scheinen die Rottenburger Armenanstalten eher an die Armenreformen der württembergischen Oberamtänner Faber und Müller aus den Sechziger- und Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts, wie sie etwa im nahen Tübingen verwirklicht wurden, anzuknüpfen. Dem ehrgeizigen, philanthropischen Programm, das die Armut an ihren Wurzeln beseitigen und die Armen zu fleißigen Arbeitern umerziehen wollte, war langfristig kein Erfolg beschieden.

Einen erneuten Wendepunkt brachte der mit der württembergischen Verfassung von 1819 eingeläutete Schwenk zurück zur kommunalen Selbstverwaltung, durch den die Verwaltung der örtlichen Stiftungen wieder in die Hände eines lokalen Gremiums, dem kirchlich-kommunalen Stiftungsrat, gelangte. Während andere Städte im Wesentlichen an den Reformen festhielten, kehrte man in Rottenburg zu den alten Verhältnissen zurück. Das Spital wurde wieder als selbstständige Anstalt aus dem sonstigen Stiftungsvermögen ausgeschieden, seine Güter selbst bewirtschaftet, die Pfründner kamen zurück, der Arbeitszwang wurde beseitigt, die Waisenkinder lebten wieder unter Greisen, Behinderten, Trinkern und Kranken.

Langfristig setzte sich dennoch der Trend zur Spezialisierung und Differenzierung des Fürsorgewesens durch.

Die Impulse gingen seit der Jahrhundertmitte vorwiegend von der katholischen Geistlichkeit aus, die sich verstärkt der Bekämpfung des Pauperismus, der Fürsorge und Wohltätigkeit zuwandte. Domkapitular Ritz setzte sich dafür ein, dass die Betreuung des Spitals 1852 von Barmherzigen Schwestern übernommen wurde, noch bevor deren Kongregation sich in Württemberg niederlassen durfte. Unter ihrer Führung gewann das Spital an Ansehen und entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum modernen Krankenhaus.

Dass Gepperts Fallstudie, die bereits 1986 als Magisterarbeit am Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen entstanden ist, nun noch erscheinen konnte, ist erfreulich. Die seither zum Forschungsgegenstand erschienenen Arbeiten sind nicht mehr eingearbeitet worden. Doch wird dies dadurch relativiert, dass Geppert sich dem in der Spitalforschung weitgehend unbeachteten 19. Jahrhundert zuwendet, in dem die Aufmerksamkeit bislang weniger dem klassischen Spital als vielmehr den zukunftsweisenden Anstaltstypen wie den modernen Krankenhäusern, den Waisenhäusern und Rettungsanstalten galt.

Die Stärke der mit zahlreichen Tabellen statistisch untermauerten und mit Abbildungen aufgelockerten Arbeit liegt in der klaren Anschaulichkeit, im Verzahnen alltagsgeschichtlicher Aspekte mit gesellschaftspolitischen Entwicklungen. Die flüssig geschriebene Darstellung bemüht sich auch um Facetten des Anstaltslebens und verknüpft individuelle Biografien einzelner Spitalbewohner mit den sozialpolitischen Maximen und Maßnahmen, um so deren Auswirkungen auf das Leben der Armen zu verdeutlichen.

Herbert Aderbauer

REGINA ILLE-KOPP: **Württembergischer Schützenverband 1850–2000.** Von der Stadtverteidigung zum Schießsport: Württembergs Schützenwesen seit dem Mittelalter. Hrsg. vom Württembergischen Schützenverband 1850 e.V. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 2000. 272 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Gebunden DM 69,-

*Wehrhaftmachung des Mannes zur Verteidigung des Vaterlandes, wenn es bedroht ist*, das hatte sich der 1850 in Ulm gegründete Württembergische Schützenverband auf seine Fahnen geschrieben. Heute versteht er sich nur noch als Verein zur Förderung des Schießsports. Die einstige Männerdomäne zählt nun auch Frauen in ihren Reihen. Die hundertfünzigste Wiederkehr seiner Gründung feierte der Verband mit einem großzügig illustrierten Jubiläumsband. Die Historikerin Regina Ille-Kopp hat die Darstellung erarbeitet. Ihr ist es wohl auch zu verdanken, dass der Blickwinkel nicht auf die reine Vereinsgeschichte beschränkt bleibt, sondern der Versuch unternommen wird, soziologische und volkskundliche Fragestellungen mit einzubeziehen. Bei der Einbettung der Vereinsgeschichte in die allgemeine politische Entwicklung fragt man sich jedoch, warum Wertungen vermieden, selbst